

## Auch Sozialwissenschaftler/-innen sind nur Menschen

Matthias v. Saldern

Erschienen in: "Ethik und Sozialwissenschaften", 10 (1999): 643-645.

((1)) Das Gefühl, in wissenschaftlichen Diskussion aneinander vorbei oder gar nicht miteinander zu reden, führt Zima zu dem sinnvollen Anliegen, einen fruchtbaren Dialog zu erreichen ((1)). Zima beschreibt dazu die Gefahren des wissenschaftlichen Dialogs heute und behauptet, dass z.B. die Dominantsetzung ((12)) dem echten Dialog abträglich sei. Zima strebt deshalb an, dass Wissenschaftlergruppen ihren Sprachgebrauch von außen betrachten sollen ((15)). Dies könnte sogar zur Folge haben, dass Doxa zerfallen. Er geht damit über die Intersubjektivität hinaus ((21)). Ziel des Dialogs könnten interdiskursive Theoreme sein ((18)), was am Beispiel des Ideologiebegriffs ((19)) gezeigt wird. Zimas Ansatz beruht auf der Unterscheidung zwischen homogenen und heterogenen Soziolekten.

((2)) Ein Kernproblem scheint zu sein, wer oder was denn eigentlich bestimmen kann, ob Gruppensprachen heterogen oder homogen sind. Plakative Bezeichnungen wie Kritischer Rationalismus, Freundsche Psychoanalyse usw. ((3)) reduzieren Wirklichkeit, um sich besser orientieren zu können. Derartige Bezeichnungen sind aber - wie man leicht z.B. in der wissenschaftstheoretischen Diskussion sehen kann - selbst nicht frei von Wertung. *Positivist* ist mancherorts ein wohlgesetzter Angriff, den Zima zwar verhindern will ((7)), der aber doch als solcher nicht immer zu erkennen ist. Das Problem der Wertung homogen-heterogen wird auch an der Stelle deutlich, an der Zima darauf hinweist, dass Soziolekte sich verändern können ((4)). Ab wann gilt ein veränderter Soziolekt als heterogen verglichen zu seinem Ursprungszustand? Es deutet sich doch an, dass dies standortabhängig ist. Und: Um so besser man sich in einem Gebiet auskennt, desto mehr Heterogenitäten entdeckt man, wie Zima ja auch für die Feminisierung ((7)) und für den Kritischen Rationalismus ((17)) selber zeigt. Andersherum: Die Homogenitätsannahme setzt genau die grobschlächtige Wahrnehmung voraus, die es in der Dialogischen Theorie zu verhindern gilt. Letztlich entwertet Zima wohl deshalb seine eigene Dichotomie durch die Aussage in ((12)), dass eine keinen homogenen und reinen Soziolekte gebe. Zima selbst relativiert seinen Zugang, so wie ich ihn verstanden habe, auch dadurch, dass seiner Ansicht nach ein Konsens im Dissens mehr wert sei als ein Konsens innerhalb einer Wissenschaftlergruppe ((18)). Heterogene Standpunkte sollten durchaus nicht immer auf einen Nenner gebracht werden ((19)).

((3)) Zima - so scheint es - strebt nach einer Entgültigkeit im Urteil. Wenn man seine Vorgehensweise (z.B. seine Interpretation des Positivismusstreits) aber als dialektisch auffasst, dann könnte die Diskussion fortgesetzt werden, d.h. z.B., dass seine Definitionen von Theorie ((6)) und Ideologie ((7)) vorläufig bleiben. Solange der archimedische Punkt der Erkenntnis nicht gefunden ist, bleibt die Diskussion, wer den Recht hat, unbeantwortbar. Zima setzt damit völlige Offenheit, und damit aber auch Beliebigkeit voraus. Zudem kann man sich leicht dem Vorwurf der Dialogunfähigkeit ausgesetzt sehen, wenn man mit Dinge anders beurteilt.

((4)) Der Vorwurf der Dominantsetzung könnte deshalb auf die Dialogische Theorie zurückfallen. Welche Relevanzkriterien hat die dialogische Theorie? Wird sie nicht selbst dominant? Wie begründet Zima z.B. seine Behauptung, die Luhmann-Habermas-Debatte sei "dualistisch" und "monologisch" ((17)). Wie kann er schreiben, der Positivismusstreit sei "steril" ((16))? Wie wird begründet, dass Höflichkeitsfloskeln "nichtssagend" sind ((11))? Zima kann hier durchaus als "falsch, ungerecht und unergiebig" ((12)) empfunden werden,

weil er ein Soziolekt im Rahmen eines anderen (nämlich seines eigenen) beurteilt. Dies könnte zudem zu einer geschickten Immunisierungsstrategie beitragen, die nicht auflösbar ist, weil der Vorwurf, der andere würde einen anderen Soziolekt verwenden, innerhalb der Kontrahenten unüberprüfbar ist. Ist eine offene Diskussion ohne zumindest *temporäre* Dominanzsetzung z.B. des Falsifikationsprinzips überhaupt möglich?

((5)) Dem Aufeinanderzugehen und kritischen Reflektieren der eigenen Position spricht dennoch nichts entgegen. Zima selbst weist darauf hin, dass dies aber vielleicht aus verschiedenen Gründen nicht gewollt wird. Es ist, so könnte man weiterführen, auch gar nicht notwendig: eine Theorie bietet Erklärungsansätze. Ein Wettbewerb zwischen Theorien wird durch ihre Erklärungs- und Prognosefähigkeit entschieden. Letztendlich haben wissenschaftliche Erkenntnisse u.a. die Aufgabe, Welt zu erklären und zu verändern. Warum sollen unterschiedliche Soziolekte und Wissenschaftlergruppen zusammenkommen? Man kann sie doch ohne Annäherung ins Rennen schicken und sehen, welche erfolgreich ist. Fortschritt besteht also nicht unbedingt im Aufeinanderbeziehen des Heterogenen ((12)) oder im Betrachten des Sprachgebrauchs von außen ((15)), sondern z.B. in der Schaffung einer neuen Theorie, die ja - sonst wäre sie gleich zu verwerfen - mehr Erklärungs- und Prognosekraft haben müsste, als die beiden anderen. Dies macht es nicht notwendig, dass man zwei konkurrierende Theorien zu einem Konsens führt. So wird man die unterschiedliche Verwendung des Systembegriffes bei Luhmann und Habermas ((8)) nicht zusammenführen können, weil beide Autoren System nicht sauber definieren (Elemente, Relationen, Systemgrenze). Es kann also dazu kommen, dass mehrere ähnlich bewährte Theorien nebeneinander stehen bleiben können, weil sie beide Interpretation von Welt und Handeln möglich machen. Das vielleicht verkrampfte Suchen nach Konsens und Dissens ist dann nicht notwendig. Bei der Vergleichenden Psychotherapieforschung z.B. wird beiden Wegen nachgegangen: Ganz in Zimas Sinne wird dort Gemeinsames gesucht, gleichzeitig aber die Güte einer Theorie danach beurteilt, ob sie einen therapeutischen Effekt hat. Die Kritik des eigenen Standpunktes könnte man werten als Anwendung des Bestätigungskriteriums von Popper: Hält meine Theorie stand, hat sie sich bewährt.

((6)) Bei diesem Verfahren ist aber die Kritik Zimas nicht von der Hand zu weisen: Die intersubjektive Überprüfung unterliege der Gefahr einer Bestätigung kollektiver Doxa im Extremfall ((15)). Hierfür gibt es in der Wissenschaftsgeschichte Belege, die dann beobachtbar sind, wenn eine Theorie dem i.S. Kuhns herrschenden Paradigma nicht entspricht. An dieser Stelle greift Zimas eigentlich sinnvolle Forderung nach einem Zwang, seinen eigenen Standpunkt von außen zu betrachten ((15)).

((7)) Die Frage ist aber: Warum funktioniert dies nicht? Die dialogische Theorie setzt etwas voraus, was offenbar kaum umgesetzt wird: die Fähigkeit zum Dialog. Zima nennt zwei Ursachen für die Disputunfähigkeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: In ((6)) sind es vorwiegend strukturelle Gründe, die eine offene Diskussion ermöglichen oder blockieren. In ((7)) ist es die persönliche Verantwortung der Diskussionsteilnehmer. Und diese seien nicht frei, wie es gegen Ende von ((7)) heißt. Zimas Konzept vertritt einen Optimismus hinsichtlich der strukturellen Gründe, der teilweise bereits angezweifelt wurde. Hummell und Opp haben bspw. versucht, die Soziologie auf Begriffe der Psychologie zurückzuführen. Der Ansatz ist gescheitert. Offenbar lässt sich nicht alles sprachlich beliebig fassen, was Zima ja auch für die Habermas-Luhmann-Kontroverse in ((8)) zeigen will. In ((9)) wird ja dann auch richtigerweise festgestellt, dass man nicht einfach von einem Framework in ein anderes springen kann.

((8)) Zima liegt richtig in der Annahme, dass das Fremdverständnis das Selbstverständnis stärkt ((3)). Dies ist unstrittig. Kreativität sei abhängig von der Gegenüberstellung von Heterogenem ((12)). Ebenso ist vor dem Hintergrund der gängigen Sozialisations- und Entwicklungstheorien der Aussage zuzustimmen, dass Identitäts- und Subjektbildung ohne den Anderen nicht möglich sei ((13)). Die Bekehrung als extreme Form bringe sogar ein neues Ich hervor ((19)). Unter Annahme der Richtigkeit der dialogischen Theorie stellt sich damit aber die Frage, wieweit das Aufeinanderzugehen möglich werden darf, ohne dass das Andere seine Eigenschaft verliert, bei der Subjektbildung zu helfen. Zudem stellt sich die Frage, ob man überhaupt in der Lage sein kann, "von außen" ((15)) sich selbst zu betrachten. Stehen da nicht langwierige wissenschaftliche Sozialisationsprozesse entgegen, die dies zumindest erschweren? So ist es außerordentlich schwer, das Denken Anderer ((3)) aufzunehmen, wenn dieses andere Denken in der eigenen kognitiven Struktur nicht vollständig (!) verankert werden kann. Derzeit ist der Nachweis, dass dies gelingen kann, noch nicht erbracht. Man ist zur Zeit noch nicht einmal in der Lage, einen Thesaurus zu schaffen, der eine Wissenschaft wie die Pädagogik klar strukturiert. Die Unterschiede innerhalb sind sehr massiv ausgeprägt. Interessant ist die aufgeworfene Frage, ob wir psychologisch in der Lage sind, dem Ideal Zimas nahezukommen. Vor-Urteile und Stereotype dienen in erster Linie dazu, Unsicherheit zu reduzieren und Handeln zu ermöglichen. Wenn zu einem Problem erst sämtliche Standpunkte völlig durchdrungen werden sollen, ist eine zügige Orientierung nicht möglich. Es ist ja sogar Prinzip der Didaktik, Wirklichkeit erst einmal scharfkantig auf das Wesentliche zu reduzieren, was einem späteren sensibleren Umgang mit Phänomenen nicht nur nicht widerspricht, sondern sogar Voraussetzung ist, Welt zu verstehen. Dennoch ist die psychologische Erklärungsvariante weit stärker als bisher angenommen: Wer die Wissenschaftsgeschichte als Geschichte von Biographien verfolgt, wird feststellen, dass große inhaltlich differente Gelehrte selten in der Lage waren, ihren jeweiligen Kontrahenten so zu begegnen, dass der inhaltliche Disput den persönlichen Kontakt zumindest nicht völlig unmöglich machte. Die von Zima vermutete Subjektbildung durch Abgrenzung erfährt dadurch vehemente Bestätigung. Es scheint manchmal auch schlicht an den so oft geforderten Schlüsselqualifikationen wie Kritikfähigkeit zu mangeln. Diese Eigenschaft zeichnet starke Persönlichkeiten aus. Machen wir in der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses etwas falsch (zu hohe Anpassungsleistung an Dissertationsbetreuer oder Fakultät, im Falle der Habilitation?).

((9)) Was bleibt? Es bleibt der glühende Appell Wissenschaft als das zu leben, was sie ist: Kritik und auch - dieser Fingerzeig ist Zimas Verdienst - Selbstkritik und offener Dialog. Nachdem die Vermittlungskompetenz bei jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern immer mehr gefordert wird, wäre es vor dem Hintergrund der Dialogischen Theorie angebracht, über weitere Ziele nachzudenken: Frustrationstoleranz, um inhaltliche Kritik zu ertragen, und Ambiguitätstoleranz sowie Gelassenheit, um einem übertriebenen Drang nach vielleicht unmöglichen Konsens zu widerstehen.

M.v.Saldern  
Universität Lüneburg